

So verstanden kann die vorliegende Sozialforschung als die einer weißen Partnerin eines Schwarzen Mannes auch nicht außerhalb des Politischen verortet werden. Schon der am Symbolischen Interaktionismus orientierte Howard Becker (1970) diskutierte unter dem Titel »Whose Side Are We On?«, dass die *Entscheidung* für den eigenen Untersuchungsgegenstand bereits als eine Art von Parteinahme interpretiert werden kann und sollte. Hinsichtlich der Artikulation nichthegegonialer Positionen beansprucht dies in besonderem Maße Gültigkeit. Dies stützend bewertet auch Haraway konkrete Positionierungen als eine »entscheidende wissensbegründende Praktik« (Haraway 1995: 87),¹¹ die sie gegenüber dem »einfache[n] und einfältige[n] Blick von oben, von nirgendwo« (ebd.: 89) bevorzugt. Denn diese sind es, die eine Grundlage dafür bilden, eigene Prämissen sichtbar zu machen und für eine Kritik zu öffnen (Hammer/Stieß 1995: 25). Der Versuch einer möglichst genauen Wiedergabe von Sprache kann »immer nur interpretativ und partial« geschehen, womit es »ein hochpolitisches Unterfangen ist, das ständig zur Parteinahme verpflichtet« (ebd.: 26; siehe auch Jäger/Jäger 2007: 16).

Und so verbleibt es im Rahmen dieser Arbeit bei der wissenschaftlichen Aufgabe, über eine genaue und dichte Analyse plausible, perspektivierte (vgl. Rosenblatt 2001), kurz: situierte Interpretationen anzustoßen und Wissen bereitzustellen, »das auf Resonanz und nicht auf Dichotomie eingestellt ist« (Haraway 1995: 88). Im Fokus steht die Suche nach einer partialen Verbindung (ebd.: 86).

Im Rahmen dieser nun nachgezeichneten erkenntnistheoretischen Perspektivierungen bzw. De-Zentrierungen und forschersichen Haltungen kamen im Verlaufe des Forschungsprozesses verschiedene ineinandergreifende und die kritische Analyse verdichtende methodische Werkzeuge zum Einsatz. Diesen widmet das nächste Teilkapitel seine Aufmerksamkeit.

3.2 Methodische Werkzeuge und Reflexionen

Um im Jahr 2018 einen Anfang machen zu können und mich dem zunächst grob umrissenen Forschungsinteresse zu nähern, suchte ich zunächst das Gespräch mit einer weißen, deutschen Pflegedienstleitung eines zufällig ausgewählten Pflegedienstes in der Stadt Dresden¹². Von da an orientierte sich das weitere Vorgehen wesentlich am »Theoretical Sampling«, wie es im Rahmen der GTM vorgeschlagen wird.¹³ Auswahlentschei-

11 Vgl. auch Fabian (2001b: 7).

12 Meine Entscheidung zur Durchführung der Forschungsarbeit fiel auf den städtischen Raum, da ich aufgrund des dort höheren Anteils an ansässigen, sogenannten »Ausländern« bei meinen weißen, deutschen Gesprächspartner*innen eine höhere Sensibilität gegenüber der Thematik der Zusammenarbeit mit »Migrant*innen« bzw. »Geflüchteten« sowie erste Erfahrungswerte vermutete (zum Vergleich: »Ausländeranteil« im Jahr 2018 in Dresden: 7,4 %, im Landkreis Sächsische Schweiz-Osterzgebirge: 2,7 %, im Landkreis Bautzen: 2,0 %; SAB 2019: 162). Zudem leben – absolut betrachtet – die meisten »Pflegebedürftigen« in Sachsen in Dresden und Leipzig (Fuchs et al. 2018: 15). Eine (zweifelloso lohnenswerte) vergleichende Analyse in ländlich geprägten Räumen konnte aus zeitlichen und finanziellen Gründen von mir bisher noch nicht durchgeführt werden.

13 Vgl. hierzu Breuer/Muckel/Dieris (2019: 156–160); Corbin/Strauss (2015: 134–152); Charmaz (2014: 197–200); Mey/Mruck (2011: 28); Strauss/Corbin (1996: 148–165); Strauss (1994: 70–71).

dungen für Gesprächs- oder Beobachtungssituationen standen also nicht bereits zu Beginn des Forschungsprozesses fest, sondern wurden »forschungsprozessbegleitend getroffen, konsekutiv in Abstimmung mit dem jeweiligen Stand der Erkenntnis- und Theorieentwicklung« (Breuer/Muckel/Dieris 2019: 156, Hervh. im Orig.) bzw. nach interpretativer Relevanz. Das Sample entwickelte sich so sukzessive als Ergebnis eines zirkulierenden Erhebungs- und Auswertungsprozesses. Dieser Prozess beinhaltete ein fortwährend gründliches Abwägen und Entscheiden über das Aufsuchen weiterer relevanter Gesprächs- oder Beobachtungssituationen, die zu einem besseren Verständnis der »Gesamtsituation« beitragen sollten. Ein kontinuierliches Vergleichen und Kontrastieren dieser Situationen ermöglichte es, die Interpretation zu verdichten und relationale Bezüge herzustellen (vgl. Breuer/Muckel/Dieris 2019: 8; Mey/Mruck 2011: 27; Strauss/Corbin 1996: 148–150).

So suchte ich nach und nach auf der Mikroebene des Arbeitsalltages der ambulanten Pflege für mein Forschungsinteresse relevante und in Gesprächen aufeinander verweisende Akteur*innen-Perspektiven auf. Darin eingeschlossen waren zunächst Gespräche mit weißen, deutschen Pflegedienstleiter*innen¹⁴, Pflegekräften und zu Pflegenden¹⁵. Mitunter kontaktierte ich dieselben Akteur*innen mehrmals – zwei- bis viermal – im Forschungsprozess, um von mir nicht antizipierte, aber von ihnen als relevant erachtete Themen (z.B. Sozialisationserfahrung im DDR-Staat oder die Transformationserfahrung) zu elaborieren. Im Zuge des Theoretical Samplings fokussierte ich zudem bei der Auswahl von insgesamt fünf ambulanten Pflegediensten für eine intensive Zusammenarbeit verschiedene Trägerschaften (freigemeinnützig, privat und öffentlich) – über die Stadt Dresden verteilt lokalisiert –, um so einen Einblick in potenziell differierende Arbeitsroutinen zu erhalten. Mit der sich zunehmend formierenden kritischen Perspektive auf das mir begegnete Unbehagen und die als (alltags-)rassistisch zu bewertenden Praktiken erfolgte in einem weiteren Schritt die gezielte Kontaktaufnahme zu als migrantisch gelesenen Pflegenden im ambulanten Pflegekontext und sich in Ausbildung befindenden Pflegeschüler*innen, die bereits eine Praxisphase in der ambulanten Pflege absolviert hatten. Zu letzteren wurden mir über die einzelnen Pflegedienste Kontakte vermittelt. Dieser Schritt erwies sich als notwendig, um die Erfahrungen derjenigen hören zu können, die (alltags-)rassistische Praktiken tagtäglich erleben. Da sich die ras-

14 Mit der Begriffsverwendung »Pflegedienstleitung« beziehe ich mich im Rahmen dieser Arbeit auf diejenigen Mitarbeiter*innen innerhalb eines ambulanten Pflegedienstes, die Führungsaufgaben innehaben und die wesentliche Entscheidungen in Bewerbungsverfahren für neue Mitarbeiter*innen treffen (bei ihnen lag mehrheitlich ein Abschluss zur Fachkraft für Altenpflege oder in der Gesundheits- und Krankenpflege – bzw. als so bezeichnete »Krankenschwester« – vor).

15 Die Gespräche mit den zu Pflegenden betrachte ich vorrangig – wie alle anderen Gespräche auch – als Begegnungen zwischen zwei selbstbestimmten Menschen. Potenzielle sensorische, physische oder mentale Beeinträchtigungen, die mit fortschreitendem Alter eintreten können, berücksichtigte ich in der sozialen Interaktion nach bestem Wissen (zu »Interviewing Older People« vgl. Wenger 2001). Ethisch relevante Beeinträchtigungen wie Schwerhörigkeit, erhebliche Sehbeeinträchtigungen bis hin zur Erblindung oder Demenzerkrankungen lagen bei den noch relativ selbstbestimmt lebenden zu Pflegenden, mit denen ich Gespräche führte, nicht vor. Im Rahmen meiner Möglichkeiten stellte ich sicher, dass alle Gesprächspartner*innen Kontext und Ansinnen der Forschungsarbeit verstanden und sowohl einer Mitarbeit als auch einer elektronischen Aufnahme der Gespräche zustimmten.

sismuskritische Perspektive erst im Forschungsverlauf als ein zentraler theoretischer Schwerpunkt herausstellte, wurde es zunehmend bedeutsam, mich gegen die von Clarke bereits kritisierte Normalverteilung zu wenden und so ›die Mitte‹ mehr von den Rändern und Peripherien her zu denken (Clarke 2011b: 217–218). Hierzu ist hervorzuheben, dass die sich anschließenden Gespräche mit als migrantisch gelesenen Pflegekräften erfolgten, um ihre Perspektive auf das »aber«, als derjenigen potenziell von Rassismus direkt Betroffenen, kennenzulernen und so auch aus ihrer Perspektive eine (Re-)Produktion als rassistisch zu bewertender Praktiken durch weiße, deutsche Kolleg*innen und zu Pflegenden stützen zu können; nicht aber, um einen zusätzlichen analytischen Fokus auf Agency-Praktiken in einem rassistisch strukturierten System und damit auf Verschiebung, Transformation und Aneignung – oder, wie es Butler formuliert, auf Fehl-aneignung, De- und Rekontextualisierung (Butler 2006: 160) – rassistischer Praktiken zu legen.¹⁶ Dies bedeutet nicht, dass diese Praktiken negiert oder geleugnet werden oder nicht gleichermaßen vorhanden sind; an diesem Punkt erreicht die vorliegende Arbeit (vorerst) eine inhaltliche Grenze. In diesem Sinne ist den in dieser Arbeit sprechenden als migrantisch gelesenen Pflegenden eine/ihre Handlungsfähigkeit nicht abgesprochen. Perspektivisch braucht es Analysen, die die Erfahrungen der (nicht nur) von Rassismus Betroffenen, ihre Umgangs- und Aneignungspraktiken in den Mittelpunkt stellen. Die vorliegende Untersuchung bietet trotz dieser Einschränkung die Chance, (alltags-)rassistische Ausschlusspraktiken in besonderem Maße aus der weißen, deutschen Perspektive sichtbar zu machen, zu verstehen und so zu erkennen, wo Ansatzpunkte für deren Abbau und Schwächung zu finden sind. Wie Butler ausführt, ist die »Kritik der Souveränität« nicht mit einer »Zerstörung der Handlungsmacht« (Butler 2006: 32) gleichzusetzen:

[M]einer Ansicht nach [setzt] die Handlungsmacht gerade dort ein, wo die Souveränität schwindet. Wer handelt (d.h. gerade nicht das souveräne Subjekt), handelt genau in dem Maße, wie er oder sie als Handelnde und damit innerhalb eines sprachlichen Feldes konstituiert sind, das von Anbeginn an durch Beschränkungen, die zugleich Möglichkeiten eröffnen, eingegrenzt wird. (ebd.)

Um also, wie Clarke vorschlägt, ›die Mitte‹ mehr von den Rändern und Peripherien her zu denken (Clarke 2011b: 217–218), fokussierte ich – wie primär die Interpretationen in Kapitel 5 veranschaulicht werden – einen Kontaktaufbau zu migrantischen Pflegenden und verstärkt zu den von den weißen, deutschen Sprecher*innen problematisierten als Schwarz und/oder muslimisch gelesenen Pflegenden, die in den ersten vier von mir aufgesuchten Pflegeeinrichtungen *nicht* beschäftigt waren.

Um also mit diesen Menschen in einen Kontakt treten und ihr Erleben des »aber« in den Raum des Sagbaren einführen zu können, setzte ich mich telefonisch mit allen 115 ambulanten Pflegeeinrichtungen der Stadt Dresden (Stand 14.05.2019) in Verbindung, die nach eigenen Aussagen jeweils zwischen zehn und fünfundfünfzig Mitarbeitende be-

16 Zu Agency in der Lebenswelt geflüchteter Menschen vgl. z.B. Schmitt (2019), Geiger (2016), Bröse (2015).

schäftigten.¹⁷ Ohne an dieser Stelle eine genaue quantitative Übersicht zur Anstellung von als migrantisch gelesenen Pflegekräften oder nach (vermeintlicher) Herkunft abbilden zu können, sei dennoch auf einige zentrale Resultate dieser Telefonate verwiesen. Nach Selbstauskunft der Pflegedienstmitarbeitenden beschäftigten 78 Einrichtungen *keine* Menschen mit Migrationserfahrung (zu jenen gehörten auch die ersten vier, die von mir aufgesucht wurden), 19 häusliche Pflegedienste gaben an, eine*n bis maximal drei Pflegende aus europäischen, primär osteuropäischen Ländern zu beschäftigen und lediglich drei Einrichtungen führten an, dauerhaft (nicht über Leiharbeit) mit Menschen zusammenzuarbeiten, die sie als Schwarz und/oder muslimisch lesen.

Die ersten Feldkontakte zu allen Akteur*innen-Gruppen waren sodann von *themenzentrierten Gesprächen* (TZG) zum Forschungsschwerpunkt – in Anlehnung an das ›Problemzentrierte Interview‹ (Witzel 2000; 1982) nach Andreas Witzel – geprägt.¹⁸ Über ein zeitlich vorgelagertes Kennenlernen waren meine Gesprächspartner*innen auf die Themenzentrierung eingestimmt und Präliminarien wie Freiwilligkeit, Einwilligung zur Aufnahme des Gespräches, Vertraulichkeit und Datenschutz in Bezug auf die erhobenen personenbezogenen Daten zum Gesprächstermin geklärt (vgl. Hopf 2010: 589–591). Die TZG zielten zunächst darauf ab, »eine möglichst unvoreingenommene Erfassung individueller Handlungen sowie subjektiver Wahrnehmungen und Verarbeitungsweisen gesellschaftlicher Realität« (Witzel 2000: Abs. 1) zu realisieren und von spezifischen Relevanzsetzungen und Sinngebungen der Gesprächspartner*innen zu erfahren, gleichsam aber auch zu reflektieren, was nicht zur Sprache kommt (Schlehe 2008: 121). So begann ich die Gespräche mit erzählgenerativen und möglichst offen formulierten Einstiegsfragen (siehe exemplarisch Kapitel 6.1). An die sich anschließende Erzählung knüpfte ich weitere Verständnis- und Sondierungsfragen an, paraphrasierte und formulierte (bilanzierende) Rückspiegelungen, Eindrücke, erste Interpretationen und vorsichtig Widersprüche (Lamnek 2010: 333–334). Ausgehend von den eigenen Präkonzepten führte ich zunächst noch – vermeintlich relevante – vorformulierte Ideen zu Gesprächsfragen oder -themen mit mir, um diese in das sich zum Ende neigende Gespräch einbringen zu können. Insgesamt strebte ich *keine* systematische Vergleichbarkeit zwischen den Gesprächsinhalten an (wie Witzel 2000: Abs. 8 vorschlägt), im Gegenteil: Das jeweils zur Sprache gekommene und von mir anschließend interpretierte Wissen bildete von Anfang an eine neue – veränderte – Wissensbasis für den nachfolgenden Forschungsprozess und damit das nächste Gespräch, sodass ich die von mir in die Gespräche mitgebrachten Notizen kontinuierlich um- und fortschrieb. Nach

17 Nach einer Erhebung des *Statistischen Landesamtes des Freistaates Sachsen* im Dezember 2017 waren in der Stadt Dresden 6889 Menschen in der ambulanten Pflege beschäftigt (sachsen.de o.J.): Tabelle 19–5). Eine differenzierte Übersicht über die Anzahl an Mitarbeiter*innen nach Herkunft existiert meines Wissens nicht.

18 Mein inhaltliches Forschungsinteresse verstehe ich nicht als ›problematisch‹, wie das hier in seinen Grundzügen zur Anwendung gekommene ›problemzentrierte Interview‹ (Witzel 2000) dies annehmen lassen könnte (siehe auch Schlehe 2008: 126). Die Interview-Begegnung soll zudem kein einseitiges Frage-Antwort-Verhältnis implizieren, weshalb ich den Begriff des ›Gesprächs‹ vorziehe. Meinem Verständnis nach bildet die Interview-Begegnung vielmehr eine soziale Interaktion, die Narrationen und einen möglichst offenen, dynamischen Raum für eigene Relevanzsetzungen und Strukturierungen sowie Aushandlungsprozesse ermöglichen soll.

Abschluss jedes Gespräches notierte ich – wenn nicht bereits aus den Vorgesprächen bekannt – einige wenige Basisinformationen (Kurzfragebogen), so beispielsweise zu Alter, Migrationserfahrung und Staatsangehörigkeit, Pflegegrad, Ausbildungsqualifikation und Funktion im Pflegeunternehmen, Beschäftigungsdauer und Anzahl an Mitarbeitenden im Pflegedienst. Außerdem verfasste ich ein kurzes Postskript, das Erzählschübe nach Ausschalten des Aufnahmegerätes, erste Eindrücke (vor Gesprächsbeginn), spontane Ideen, Interpretationen, Reflexionen und Auffälligkeiten sowie offen gebliebene Fragen protokollierte.¹⁹

Da die ersten Interpretationen des empirisch erhobenen Textes fortwährend Verbindungslinien zu Arbeitsweisen, Routinen und ökonomischen Logiken des Handlungsfeldes erlaubten und meinerseits keine beruflichen Erfahrungswerte in diesem Arbeitskontext vorlagen, nahm ich zudem in drei ambulanten Pflegeeinrichtungen über jeweils vier Wochen offen, teilnehmend beobachtend am Arbeitsalltag pflegender weißer, deutscher Mitarbeiter*innen teil.²⁰

Die teilnehmende Beobachtung schuf den Raum für eine explorative und ausgedehnte Aufnahme von Informationen des sozialen Lebens im Feld und ermöglichte die Schärfung einer »bewusste[n] Aufmerksamkeit all den Dingen gegenüber [...], die den »normalen« Teilnehmern gar nicht auffallen, weil sie mitten drin [sic!] sind« (Hauser-Schäublin 2008: 41).²¹ Man ist »part of the scene, yet outside the scene« (Spradley 1980: 57), sodass die eigene Fremdheit, eine »reflektierende Distanznahme« (Breuer/Muckel/

19 Insgesamt führte ich derlei »themenzentrierte Gespräche« mit sieben verschiedenen Pflegekräften, sechs Pflegedienstleitungen und mit sechs älteren zu pflegenden Menschen (zwischen 60 und 87 Jahren) der weißen, deutschen Gesellschaft. Mit als migrantisch gelesenen Pflegekräften bzw. Pflegeschüler*innen, die kurze Erfahrungsperioden im ambulanten Pflegebereich im Rahmen ihrer Ausbildung sammeln konnten, unterhielt ich weitere vierzehn Gespräche. Die Gesprächsdauer variierte zwischen einer und zwei Stunden. Nicht alle Gespräche sind in die Interpretation eingeflossen. Die Dialoge mit den weißen, deutschen Fach- und Leitungskräften fanden – nach individuellen Vorzügen – primär in den Räumlichkeiten des Pflegedienstes statt, die Gespräche mit zu Pflegenden und migrantischen Pflegekräften in deren Häuslichkeit oder in öffentlichen Cafés. Zum Aufbau eines besseren Verständnisses über strukturelle Aspekte im System »Pflege« und der Pflegeversicherung suchte ich ebenso eine leitende Mitarbeiterin eines regionalen Kranken- und Pflegeversicherungsträgers für Gespräche auf. Diese Gespräche wurden nicht elektronisch aufgenommen, wesentliche Inhalte protokollierte ich als (Feld-)Notizen während und nach dem Gespräch.

20 Die teilnehmende Beobachtung diente primär dem Kennenlernen alltäglicher Arbeitsroutinen, weniger der direkten Exploration von Zusammenarbeitspraktiken zwischen weißen, deutschen Pfleger*innen bzw. zu Pflegenden und migrantischen Pfleger*innen. Letzteres konnte sowohl aufgrund von Zugangsschwierigkeiten zu einer Begleitung von als migrantisch gelesenen Pflegekräften im Arbeitsalltag als auch dem sich formierenden empirischen Fokus auf das Phänomen der »Nichtzusammenarbeit« kaum zu einem führenden Bestandteil der Forschungsarbeit gemacht werden. Die Zugangsschwierigkeiten ergaben sich durch Kontaktabbrüche der Pflegedienstleitungen, eine geringe Anzahl von als Schwarz und muslimisch gelesenen Pflegenden im Forschungsfeld und die Ablehnung einer (zusätzlichen) Begleitung von Pflegeschüler*innen im ambulanten Pflegealltag durch mich, da diese – als Schüler*innen – bereits von einer Fachkraft angeleitet werden. In diesem Sinne sollten Besuche zu dritt bei den zu Pflegenden in der Häuslichkeit vermieden werden.

21 Siehe auch Spradley (1980: 54–57); Rosenthal (2008: 106).

Dieris 2019: 221, Hervh. im Orig.), genutzt werden kann, um durch eine andere Perspektive als die der Feldakteur*innen »zu sehen«, was vor sich geht (Breidenstein et al. 2015: 8). Dieser doppelte Zweck (Beteiligung an *und* Beobachtung von den Aktivitäten der sozialen Welt und deren Menschen) ermöglichte – über eine kontinuierliche Reflexion, bewusste Introspektion und Dokumentation²² – eine Erweiterung der Perspektive sowie eine Sensibilität für unsichtbar oder alltäglich gewordene Empfindungen, Routinen und Praktiken, die gewöhnlich ausgeblendet werden (Spradley 1980: 54–57). Ein »queres« Lesen von Situationen »zu den vordergründigen Relevanzen der Akteure« stellte sich ein, sodass »scheinbar Hintergründiges oder Abseitiges ins Zentrum der Beobachtung« (Breidenstein et al. 2015: 71) gerückt werden konnte. Hierbei flossen ebenso autoethnografische Elemente, beispielsweise eine Reflexion persönlicher Motivationen und Erfahrungen zum Thema oder emotionale Reaktionen im Feld, in den Forschungsprozess ein (vgl. Ellis/Adams/Bochner 2010; Ellis 2004).

Während dieser den Arbeitsalltag begleitenden Feldphasen verblieb ich als Folge meiner nicht vorhandenen Pflegeexpertise und dem sporadischen Anfertigen von Feldnotizen primär in einer reflektierend beobachtenden Rolle – in einer hybriden janusköpfigen Position eines Marginal Natives (Freilich 1970; Breidenstein et al. 2015: 68). Der – mir so begegnete – beschleunigte und verdichtete Pflegealltag ermöglichte es jedoch kaum, eine »*empathische und engagierte Nähe*« (Breuer/Muckel/Dieris 2019: 221, Hervh. im Orig.) bzw. einen für mich zufriedenstellenden Vertrauensaufbau zu den Feldakteur*innen herzustellen. Fortwährend fühlte ich hingegen, Unsicherheit zu schüren, ob ich nicht eine Gesandte der Leitung sei, um Pflegequalität und Zuverlässigkeit der Arbeit zu begutachten. Für die von mir zunächst anvisierten informellen Gespräche im Feld (vgl. Spradley 1979: 58–68) und damit für ein tieferes Verstehen spezifischer Praktiken und Einschätzungen ergaben sich – vor dem Hintergrund des im Feld etablierten Zeitdrucks – also kaum adäquate Räume.

Daraufhin veränderte ich das arbeitsortbezogene Verständnis von »Feldarbeit« und vereinbarte Einzeltreffen mit den Akteur*innen, die ich im Feld des ambulanten Pflegealltags näher kennengelernt hatte (sowohl mit Pflegekräften als auch zu Pflegenden und Leitungskräften), *jenseits* des Arbeits- oder Pflegeortes. Mein Ziel war, Zeit und Raum für das Führen eingehenderer und feinfühligerer Gespräche (Girtler 2001: 147–149) zu einem gesellschaftspolitisch umkämpften Thema zu schaffen. Mit fortschreitendem Prozess ermöglichte mir diese Praxis, die von mir interpretierten Leerstellen und Auslassungen aus den TZG mit den weißen, deutschen Sprecher*innen – die »schwergewichtigen Gorillas« (Clarke 2012: 123) – zu thematisieren. Es wurde bedeutsam, einen Raum zu schaffen, der Bemühungen um »Political Correctness« weniger erforderlich machte, der Gespräche nicht als »Ort« der Moralisierung, sondern als »Ort« des Vertrauens verstand. Ein solcher Raum konnte mehr Verantwortung für die »Orte des Schweigens« übernehmen und motivierte dazu, zunächst – so meine Interpretation – engagiert de-thematisierte,

22 Während der teilnehmenden Beobachtungen verfasste ich ungeordnete kurze Feldnotizen, die ich jeweils im Anschluss mit Mental Notes (Fischer 2008: 297–298) vervollständigte und zu umfangreicheren – interpretativen, gefilterten (Rosenthal 2008: 110–111; vgl. auch Bourdieu 1997: 797–798; Hauser-Schäublin 2008: 53) – Beobachtungsprotokollen bzw. -sequenzen oder Feldreflexionen im Feldtagebuch verschriftlichte.

ablehnende Positionierungen doch in den Raum des Sagbaren einzuführen, ohne den Sprecher*innen die Worte in den Mund zu legen.

Die Praxis der sich anschließenden Gespräche in der Lebenswelt der Menschen – ihren privaten Häuslichkeiten oder in von ihnen selbst gewählten öffentlichen Räumen wie Cafés – lehnte ich an Roland Girtlers Ausführungen zum »ero-epischen Gespräch« an (Girtler 2001).²³ Diese Gesprächsform, in der sich beide Seiten *möglichst* als Partner*innen oder Expert*innen begegnen, ist in besonderem Maße von einem Prinzip der Gleichheit geleitet (ebd.: 147, 162). Dennoch lieferte mein professionelles Forschungsanliegen notwendigerweise auch hier einen künstlichen Gesprächsanlass, sodass die Gesprächsanteile – wenn auch abgeschwächt – asymmetrisch verblieben und sich keine wirkliche Reziprozität wie in einer freundschaftlichen Beziehung realisierte – »[t]urn taking ist less balanced« (Spradley 1979: 67, Hervh. im Orig.), kommentierte auch Spradley das Führen ethnografischer Feldgespräche.²⁴ Im Rahmen dieser Settings bemühte ich mich dennoch darum, weniger »Zugzwang« auf die Gesprächspartner*innen auszuüben und mich als Person – als privater, fühlender Mensch – stärker in das Gespräch einzubringen. Ich ließ mir also auch Fragen stellen, ohne dabei meine Positionierungen in den Vordergrund zu rücken oder bestimmte Aussagen meiner Gegenüber, trotz innerlichen Widerspruchs, zu kritisieren oder zu moralisieren (Girtler 2001: 148–149, 170–171). Robert K. Merton und Patricia L. Kendall, auf die Girtler rekurriert, wiesen darauf hin, dass ein verstärktes Einbringen eigener Sichtweisen und Empfindungen im Sinne des hier angestrebten Egalitätsprinzips und eines grundsätzlich nicht-direktiven Gesprächsverhaltens der Interviewenden behutsam erfolgen müsse, da die Positionen der Forschenden ihre Gegenüber erneut zur De-Thematisierung oder Verzerrung von Aussagen bewegen können (Merton/Kendall 1979: 182–183; vgl. Girtler 2001: 158–159). Hierbei bedurfte es folglich einer besonderen Sensibilität und eines fortwährenden Abwägens zwischen den Polen des Einbringens und des Nichteinbringens – somit zwischen Gesprächsauflockerung bzw. -anregung, Gesprächsforcierung oder -schließung. Girtler akzentuiert, dass die forschende Haltung in der Gesprächssituation nicht von Moralisierungen oder Werturteilen bestimmt sein sollte (Girtler 2001: 170–171), obschon der Rollenkonflikt bei Feldforschenden zwischen der Rolle als Mensch und der Rolle als Beobachter*in bzw. der Rolle als Zuhörer*in unweigerlich zwiespältig bleibt:

Eine besondere Form von Anpassung kann erforderlich sein, wenn es um die Zurückhaltung persönlicher Ansichten geht. Man kann Informanten nicht nach denselben Kriterien suchen, nach denen man Freunde sucht. Und man kann Ethnografien nicht

23 Die Verbindung »ero-episch« setzt sich aus den altgriechischen Wörtern »erotema« und »epos« zusammen, was so viel wie »Frage« und »Erzählung« bedeutet (Girtler 2001: 150). Mit dem »ero-epischen Gespräch« ist in diesem Sinne angestrebt, »Fragen und Erzählungen kunstvoll miteinander im Gespräch« zu verweben und eine lockere, möglichst anspannungslose Gesprächsatmosphäre herzustellen (ebd.: 151).

24 Auch Bourdieu beschreibt eine symbolische Gewalt und eine Beeinflussung des Gegenübers in forschungsbasierten Gesprächen als wirksam – gerade dann, wenn das kulturelle Kapital der Forschenden von den Gesprächspartner*innen als höher eingeschätzt wird (Bourdieu 1997: 780–781). Unumgänglich wirkt eine Zensur, die ein Aussprechen bestimmter Dinge be- bzw. verhindere und/oder begünstige (ebd.).

auf Gruppen beschränken, die einem politisch sympathisch sind. Also wird man auch mit ganz eigentümlichen Ansichten konfrontiert werden, die man abnickt und notiert [...]. Und man sollte sie allemal wichtiger finden, als die eigenen »überlegenen« Kommentare zu ihnen, mit denen man für gewöhnlich Anerkennung im eigenen Milieu findet. (Breidenstein et al. 2015: 64)

Es muss folglich kritisch reflektiert werden, dass das Bereitstellen einer vertrauteren Gesprächsatmosphäre bei gleichzeitiger Thematisierung der in den TZG wahrgenommenen Leerstellen mit einer gewissen Affirmation und einem Elizitieren rassistischer Praktiken einherging. Vor dem Hintergrund aber, dass sich Menschen – wenn auch in unterschiedlichem Maße – als rassistisch verstrickte Subjekte begreifen können (Mecheril/Melter 2011: 14), braucht es, meiner Einschätzung nach, diesen sanktionsfreien Raum, der ein Füllen der etablierten Leerstellen und ein Hinsehen erlaubt, der kontextualisieren und respektieren kann und der Unbehagen, Ablehnung und das Aussprechen von als (alltags-)rassistisch zu bewertendem Wissen zulässt. Auf diese Weise wird eine wissenschaftliche Grundlage für ein besseres, dichtes Verstehen, für Kritik und eine zukünftig veränderbare Handlungspraxis geschaffen.²⁵

Alle Gespräche, die ich im Rahmen dieser Forschungsarbeit führte, zeichnete ich elektronisch auf und transkribierte sie im Anschluss. Zu Beginn des Forschungsprozesses erfolgte die Transkription – mit Ausnahme thematisch nicht relevanter Inhalte – zumeist vollständig, später ausschnittsweise nach einer von mir eingeschätzten interpretativen Relevanz.²⁶ Dabei lehnte ich mich an das Regelsystem für einfache inhaltlich-semantiche Transkriptionen nach Thorsten Dresing und Thorsten Pehl an (Dresing/Pehl 2018):

(Pause) – Redepausen ab ca. zwei Sekunden

VERSALIEN – Betonungen bestimmter Wörter

(seufzt) – emotionale oder nonverbale Äußerungen mit interpretativem Gehalt

(.) (...) – Kennzeichnung von Unverständlichem

[...] – Auslassung der Transkription oder im ausgewählten Gesprächsausschnitt im Rahmen der Analyse

[Text] – erklärende und kontextualisierende Anmerkungen der Autorin im ausgewählten Gesprächsausschnitt im Rahmen der Analyse

I: – die Interviewende spricht

Für die Analyse der Transkripte und der verschriftlichten Beobachtungssequenzen, wie Feldnotizen oder -reflexionen, orientierte ich mich grundlegend an den Strategien

25 Obschon sich die Gespräche im Rahmen des Forschungsprozesses stets veränderten, Wissen aufnahmen und grundsätzlich hin zu einer bewussten Herstellung von Vertrauen strebten, kann resümiert werden, dass ich diese Form »ero-epischer« Gesprächen mehrmals mit mindestens zwei weißen, deutschen Pflegekräften, einer Pflegedienstleitung und zwei zu Pflegenden führte. Diese Begegnungen dauerten jeweils zwischen zwei und drei Stunden.

26 Die Namen der Gesprächspartner*innen sowie die Namen von Menschen, die in Beobachtungsprotokollen oder Reflexionen Erwähnung finden, wurden pseudonymisiert.

bzw. Arbeitsschritten des so genannten ›Theoretical Coding‹ der GTM (vgl. z.B. Strauss/Corbin 1996: 43–117; Strauss 1994: 94–101): dem offenen, axialen und selektiven Kodieren.

Im Arbeitsschritt des offenen Kodierens setze ich zunächst an den Ausführungen von Strauss und Corbin (1996: 43–55; vgl. auch Strauss 1994: 57–62) an. Demnach erfolgte anfangs eine Zergliederung der Texte in sehr kleine Segmente (Line-by-Line-Coding und Interpretation einzelner Wörter), was mit zunehmender Fokussierung und Konturierung des Forschungsinteresses auf die Analyse größerer Textabschnitte ausgeweitet werden konnte (Strauss/Corbin 1996: 53–54). Nach dem klassischen ›Konzept-Indikator-Modell‹ der GTM (siehe z.B. Strauss 1994: 54–55) versah ich also zunächst spezifische Textphänomene (Indikatoren) mit einem erfundenen Konzept auf einem höheren Abstraktionsniveau, um das Gesagte und Beobachtete aufzubrechen und zu konzeptualisieren.²⁷ Die Bezeichnungen der offen generierten Kodes erfolgten dabei intuitiv und interpretativ, angelehnt an die Alltagssprache in Form von sprachlichen Neukonstruktionen, als ›In-vivo-Kodes‹ (sprachliche Ausdrücke aus dem Feld) oder sie schlossen an fachliche, theoriesprachliche (Prä-)Konzepte an (Strauss/Corbin 1996: 49–50; Mey/Mruck 2011: 25).

Mit fortschreitender Analyse und im Zuge der Herausbildung einer rassismuskritischen Lesart erfuhr das offene Kodieren eine Erweiterung um Elemente des literaturwissenschaftlichen Interpretationsverfahrens ›Close Reading‹ nach Barry Brummett (2010). Dieses strebt eine kritische Analyse sozial geteilter Deutungsmuster an (ebd.: 8–9), die sich in der verwendeten Sprache und anderen Symbolisierungen wiederfinden lassen, wobei es dezidiert nach dem historischen und sozialen Kontext des produzierten Textes fragt (ebd.: 10). Ein von Brummett angestrebtes präzises und kritisches Lesen möchte solch sozial geteilten Bedeutungsstrukturen identifizieren, hinterfragen und – z.B. über die Anwendung bestimmter theoretischer Perspektiven, hier: Rassismuskritik – neue, plausible Sichtweisen aufzeigen, die es der Leser*innenschaft ermöglichen, den Text gleichsam unter dieser neuen, verschobenen Perspektive lesen zu können. Damit wird angeregt, vorausgehende eigene Urteile und Bewertungen zu suspendieren und mehr oder weniger bewusst vorhandene, aber nicht artikulierte Bedeutungen offenzulegen. Die lesende Person wird so eingeladen, sich auf die historische, soziale und theoretische Perspektive der Interpretierenden – z.B. eine von hegemonialen Deutungsmustern differierende Sichtweise – einzulassen: »The critic's job is to uncover these meanings in such a way that people have an ›aha!‹ moment in which they suddenly come into focus« (Brummett 2010: 18). »The critic is telling you that if you will try to understand that thing over there, that text, in terms of this thing over here, this theory, then you will have new knowledge about the text« (ebd.: 34).

In diesem Sinne brauchte es für ein genaueres Verstehen der im Text konturierten und potenziell als (alltags-)rassistisch zu bewertender Topoi präzises, nachspürendes Lesen der verwendeten Sprache der Sprecher*innen. Das offene Kodieren bzw. die Textauswertung erfuhr also im Zuge der Fokussierung ausschlussbegünstigender, rassistischer Narrative, Redeweisen, Argumentationsfiguren und symbolisch-rhetorischer Figuren (Tropen wie beispielsweise Metaphern, Ironie und Euphemismen; ebd.: 73–96) –

27 Im Rahmen dieser offenen Kodierphase traf ich mich regelmäßig mit anderen (Nachwuchs-)Wissenschaftler*innen zu gemeinsamen Kodier- bzw. Auswertungsrunden, um meine subjektive Perspektive auf den empirischen Text zu erweitern und zu öffnen.

als Symptome und Produzenten ideologisch-diskursiver Wissensbestände bzw. als Fragmente eines rassistischen Diskurses – eine Erweiterung.²⁸ So wurde auf der Mikroebene des Diskurses bzw. von den »soziale[n] Orte[n] [...], von denen aus jeweils ›gesprochen‹ wird« (Jäger 2006: 101, Hervh. im Orig.) das jeweilige Sprachereignis nicht nur als singulärer kommunikativer Akt, sondern auch und gerade »in einem erweiterten, strukturierten Bedeutungs- und Handlungshorizont« (Keller 2006: 133) interpretiert. Zugleich fanden Grenzen der »Sag- und Machbarkeitsfelder« (Jäger 2006: 85), durch die abgesteckt wird, was als gültiges, vernünftiges, akzeptiertes und was als gefährliches und deshalb besser zu verschweigendes Wissen gilt, und die dazugehörigen Strategien Eingang in den Interpretationsprozess. Leugnungs-, Relativierungs- oder Tabuisierungsstrategien können auf Aussagen verweisen, »die zu einem bestimmten Zeitpunkt in einer bestimmten Gesellschaft noch nicht oder nicht mehr sagbar sind, da es besonderer ›Tricks‹ bedarf, wenn man sie doch äußern will, ohne negativ sanktioniert zu werden« (ebd.: 86). So vollzog sich im hermeneutisch-zirkulierenden Forschungsverlauf mit zunehmender Rezeption Kritischer Rassismustheorie und der Etablierung eines genauen, kritischen Lektüreverfahrens ein Wandel von einem Bottom-Up-Auswertungsverfahren zu einem Top-Down-Verfahren und damit einer vom Phänomen ausgehenden, plausiblen Anbindung eigener Interpretationen an theoretische Bezüge.

Um die über das offene Kodieren generierten Kodes bzw. Kategorien (›Kode-Cluster‹), die Analyseergebnisse des Close Readings, kurz: die als relevant interpretierten Wissensbestände zu systematisieren, diese möglichst komplex zu erfassen und Beziehungen zwischen ihnen auszuarbeiten, nutzte ich als weitere analytische Übung im Auswertungsprozess, im Arbeitsschritt des axialen Kodierens, die von Clarke vorgeschlagenen kartografischen Mapping-Strategien (Clarke 2012; Clarke/Friese/Washburn 2018). Dabei griff ich bevorzugt auf Clarkes Systematisierungsangebot der Messy und Relational Map zurück,²⁹ um eine Entscheidung treffen zu können, welche Elemente für das Verfassen einer dichten Analyse plausibel in Relation und auf neue Art zusammengesetzt werden können. Jene erfuhren im Laufe des Forschungsprozesses eine fortwährende Ergänzung, Um- und Überarbeitung und wurden von einem kontinuierlichen Memo-schreiben sowie dem Verfassen von (Selbst-)Reflexionen im Forschungstagebuch begleitet.

Freilich kann die über Mapping-Strategien abgebildete »Handlungssituation« (Clarke/Friese/Washburn 2018: 45; Clarke 2012: 113, 128), für die Clarke, worauf ich bereits hinwies, ebenso Kategorien vorgibt, (nur) als ein weiteres leitendes Generalkonzept – ähnlich dem zuvor erwähnten ›Kodierparadigma‹ – gelesen werden. Deshalb muss auch hier Achtsamkeit walten, damit die vorgegebenen Kategorien nicht unbegründet an den Text

28 Zusätzlich integrierte ich eine sprachwissenschaftlich informierte Analyse der wiederkehrenden Aussage »Ich bin eigentlich aufgeschlossen, aber ...« und auffallend häufig verwendeter Abtönungspartikeln in der gesprochenen Sprache, um die den Gesprächen als geteilt unterstellten Präsuppositionen bzw. Wissensbestände (vgl. dazu z.B. Schlieben-Lange 1979: 313; Hoffmann 2003b: 64; Lütten 1979: 32–34) besser analysieren und für die Interpretation fruchtbar machen zu können (vgl. Kapitel 5 und 6 der vorliegenden Arbeit).

29 Siehe Clarke (2012: 137, 142–144); Clarke/Friese/Washburn (2018: 135, 139–143).

herangetragen werden. Clarke betont deshalb selbst, dass nicht *alle* Elemente bzw. Kategorisierungen ihrer Handlungssituation betrachtet oder miteinander ins Verhältnis gesetzt werden müssen (Clarke 2012: 127). Dennoch bietet diese Heuristik ein Angebot, die Relationen zwischen den einzelnen Elementen der Situation begründet selbst zu setzen und auszuarbeiten. Zudem wird der forschende Blick auf eine Vielzahl an potenziell relevanten Elementen in der Situation gelenkt und damit geöffnet. Meine auf diese Weise erweiterte Perspektive sowie die bereits zum Forschungsbeginn angestrebte Offenheit beim Feldzugang schufen die Voraussetzungen, auch andere Aspekte wie autoethnografische Reflexionen über den eigenen »Reiz-Wert« auf das Verhalten der Feldmitglieder (Devereux 1998: 49)³⁰ und über leibliche Resonanzen (vgl. dazu Breuer/Muckel/Dieris 2019: 93–98) sowie spontane Chat-Unterhaltungen mit den Gesprächspartner*innen als Erkenntnisquellen in den Auswertungsprozess einzubeziehen. Über diesen Prozess, der dem Glaser'schen Postulat »All is data« (Glaser 1998) folgt, erlangten, wie bereits beschrieben, ebenso Assoziationen und Irritationen während meines Erlebens und Verstehens der Gesprächstranskripte und ein von mir als solches interpretiertes Wirken eines psychischen Un/Bewussten Eingang in die Analyse.³¹ Dabei handelt es sich um Elemente, die Clarke nicht als Kategorien der »Handlungssituation« benennt, wobei sie die Unvollständigkeit ihrer Konzeption einräumt (Clarke 2012: 127).

Das Theoretical Coding sensu Strauss/Corbin (1996) – und somit auch meine Analyse – enden mit dem selektiven Kodieren als vorerst abschließendem Schritt im Forschungsprozess. In diesem finalen Arbeitsschritt verdichtete ich die über das axiale Kodieren von mir als bedeutsam herausgearbeiteten und verschriftlichten Relationen zwischen den Elementen der Situation durch das Einholen weiterer relevanter Informationen aus dem Feld und theoretischer Bezüge. Sukzessive konnte so der rote Faden der Geschichte geschaffen, erzählt und eine analytische Kohärenz herausgearbeitet werden (vgl. Strauss/Corbin 1996: 94–117; Breuer/Muckel/Dieris 2019: 284–286).

Das vorläufige Resultat dieses Arbeitsschrittes bildet nun die Basis der nachfolgenden Kapitel in Form von dichten und ineinander verwickelten – unabgeschlossenen – Interpretationen, die jeweils ihren, *einen* Teil der Wirklichkeit abbilden. Sie folgen nunmehr der Fragestellung, *wie sich (alltags-)rassistische Ausschlusspraktiken im Arbeitskontext der ambulanten Pflege in der Stadt Dresden verstehen lassen*. Sie können als ein Entwurf zu

30 Die Beobachtenden müssen sich bewusst sein, dass allein ihre Gegenwart den Verlauf der sozialen Interaktion beeinflusst, dass sie »*niemals* ein Verhaltensereignis beobachte[n], wie es in [ihrer] Abwesenheit »stattgefunden haben könnte«, und daß ein Bericht, den [sie] zu hören bekomme[n], niemals mit dem identisch sein kann, den [dieselben] Berichterstatter einer anderen Person [geben]« (Devereux 1998: 29, Hervh. im Orig.). In der vorliegenden Untersuchung können demnach bestimmte Marker, wie das Verhalten, das Aussehen, als weiß und deutsch gelesen zu werden, oder ein zugeschriebenes Geschlecht und Bildungskapital, als wirksam und beeinflussend für den Verlauf der sozialen Interaktion mit allen Gesprächspartner*innen und Feldakteur*innen interpretiert werden.

31 Durch das Streben nach einem möglichst freien Sprechen im Rahmen der ero-epischen Gespräche – auch und gerade über Erinnerungen, was mit der sogenannten »freien Assoziation« verglichen werden kann – und der anschließenden Analyse von Metaphern im Kontext des Close Readings hat der Forschungsprozess potenziell tiefenhermeneutische Bahnen eingeschlagen (zu Tiefenhermeneutik vgl. exemplarisch Haubl/Lohl 2020).

einem bestimmten Zeitpunkt im nur vorerst abgeschlossenen Forschungsprozess verstanden werden: »[T]he published word is not the final one, but only a pause in the never-ending process of generating theory« (Glaser/Strauss 2006: 40).

